







**NICOLA GRIFFITH**  
**SPEER**

Aus dem Englischen  
von Elena Helfrecht

Deutsche Erstausgabe

Titel der Originalausgabe: *Spear*

Erstmals erschienen 2022 bei Tor.com in New York

© 2022 by Nicola Griffith

© der Übersetzung 2026 by Elena Helfrecht

© dieser Ausgabe 2026 by Carcosa Verlag, Wittenberge

Alle Rechte vorbehalten

Wir danken der Agentur Susanna Lea Associates für die freundliche Genehmigung // Und Nicola Griffith, die uns den Weg gebahnt hat ...

Carcosa Verlag | Schillerplatz 4 | D-19322 Wittenberge  
[www.carcosa-verlag.de](http://www.carcosa-verlag.de) | [programm@carcosa-verlag.de](mailto:programm@carcosa-verlag.de)

Wir sind ein verschwisteretes Imprint von  
Memoranda Verlag | Hardy Kettlitz | [www.memoranda.eu](http://www.memoranda.eu)

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung  
[sicherheit@carcosa-verlag.de](mailto:sicherheit@carcosa-verlag.de)

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von §44b UrhG behalten wir uns ausdrücklich vor.

Lektorat: Hannes Riffel

Korrekturat: Anne-Marie Wachs

Umschlaggestaltung: s.BENeš [[www.benswerk.com](http://www.benswerk.com)]

Layout & Satz: Hardy Kettlitz & Franz-Josef Knelangen

Druck: Finidr s.r.o.



ISBN: 978-3-910914-50-6 (Buchausgabe)

ISBN: 978-3-910914-51-3 (E-Book)

**Für Kelley, meine Liebe und mein See**



**I**N der wüsten Wildnis wächst ein Mädchen heran. Ein Mädchen, das hier heimisch ist, inmitten des blattlosen Dickichts dürrer grauer Bäumchen, die Borke bewuchert von grünem Moos. In jenem Gestrüpp weist die Moosseite nicht nach Norden, sondern bildet einen Kreis, den Rücken der Welt zugewandt, und in seiner Mitte, wo die Zweige besonders undurchdringlich ineinander verflochten sind, erhebt sich ein Hügel. In diesem Hügel gähnt, stets verborgen vor der Welt, der dunkle Schlund der Höhle, die das Mädchen mit seiner Mutter bewohnt.

Soweit das Mädchen weiß, hat außer ihnen noch kein Geschöpf auf zwei Beinen einen Fuß hierher gesetzt. Die Mutter wagt sich nur bis zu den Gärten am Rande des Gestrüpps hinaus, und auch das nur im Sommer, wenn die Blätter dicht genug zusammenwachsen, um ihre schweren sonnenpolierten Bronzelocken zu verbergen, und das kräftige, glänzende Blau ihrer Augen Vergissmeinnicht sein könnte. Das Mädchen jedoch ist überall in der Wildnis zu Hause und durchstreift ganz Ystrad Tywi, das Tal der Tywi, die in fernen Zeiten aus Dyfed geflohen waren. In diesem Tal gibt es keinen Baum, den es nicht

erklimmt, keinen Baum, der es nicht beschützt, und die Vögel, die dort im Frühjahr nisten, singen dem Mädchen vor und schlagen Alarm, sobald sich ein Zweibeiner nähert. Im Mai, wenn die Baumblüten fallen und die Kräuter im Unterholz ausschlagen, erkennt es am Duft, welche Pflanze zu welchem Fleisch passt, welche heilen, welche für wen tödlich sein kann. Das Mädchen weiß, welcher Nektar welchen Nachtfalter tränkt, kennt die Fledermäuse, die Jagd auf sie machen, und die Schlupfwinkel, in denen sie dann in ihre Lederhemden gehüllt hängen, während die Sommersonne höher und höher hinaufsteigt, bis ihr Licht sogar in die Mitte des Gestrüpps fällt. Vor der Ernte, wenn das Gebrumm der Bienen schwer und träge wie Honig durch die Luft rinnt, schmeckt es aus dem geschäftigen Summen Geschichten über den Bach heraus, den sie queren, über die Wasserfälle, die der Bach hinabfließt, und die Ufer, zwischen denen er sich entlangschlängelt, wo das Schilf dicht an dicht wächst und dumpf die Rohrdommel ruft. Und wenn wieder Schnee fällt, fängt es eine Flocke mit der Zungenspitze auf und spürt im Bauch das Geplätscher des fernen Sees, aus dem die Sommersonne sie herübergetragen hat – der See ein Versprechen, das sich eines Tages offenbaren wird. Dann, wenn sich die Welt in Erwartung des Winters zusammenkauert, tun Mädchen und Mutter es ihr gleich, lauschen dem

Knistern der Flammen und – draußen vor dem ledernen Türvorhang – dem sanften Rauschen des Schnees, der sich wie eine weiße Filzdecke über Hügel und Täler legt.



IN DER HÖHLE hängt eine große Schale. »Mein Kelch« nennt die Mutter sie, wenn sie ihre Geschichten erzählt. An warmen Tagen, an kostbaren hellen Tagen wagt sie sich unter die Sonne hinaus, ruft einen Vogel auf ihren Finger und stimmt in sein Lied ein; und dann ist dieser Kelch für die lachende, blauäugige Elen ein Geschenk ihres Geliebten, dem Vater des Mädchens mit seinen graugrünen Augen wie das Meer. An solchen Tagen nennt die Mutter das Mädchen Dawnged: ihren Segen, ihr Geschenk und ihre Freude. Dem Mädchen gefallen dieser Name und diese Tage, an denen die Schale nur eine Schale ist und sie gemeinsam im Garten arbeiten, während die Mutter von den Tuath Dé erzählt, den Síð-Gottheiten, die mit vier wertvollen Schätzen nach Eiru jenseits des Meeres kamen, einem von jeder der vier Inseln der untergegangenen Überwelt. Bis in alle Ewigkeit streiten sich die Tuath um diese Schätze.

»Da gibt es den Dagda mit seinem Mitternachtsross. Sein Schatz war von allen der kostbarste: der goldene Kelch – nein, steck die Bohnen nicht

so tief, Dawnged.« Und das Mädchen schob die nächste nicht mehr so tief in die lange Erdfurche hinein. »Also, dieser Kelch – erinnerst du dich noch daran, kleines Geschenk?«

Worauf das Mädchen »Ja!« antwortete und schilderte, wie die Morrigan, deren Ross grau war, es dem Dagda gestohlen und wie ihr Liebhaber – Manandán, Sohn des Meeres und Beschwörer der Nebel – es wiederum ihr gestohlen hatte. Oft fragte das Mädchen: »Wie wird die Morrigan noch genannt?«, oder: »Welche anderen Namen hat der Dagda?« Doch darauf nahm die Mutter es nur in den Arm und ermahnte es, nie zu stehlen, weil das die Seele aufzehre, sie zauste sein Haar und küsste es auf die Augen – »genau wie die beiden« –, und sie versprachen einander, für immer gemeinsam in der Höhle zu wohnen.

An diesen herrlichen Tagen, wenn die Mutter sie selbst war, hörte das Mädchen auch Geschichten über Lugh mit dem leuchtenden Speer und über Elatha, Hüter des Steins. Es erfuhr vom König Núada, der das Schwert des Lichts führte, bis Bres, Elathas Sohn, es an sich nahm und Núada mit einem Silberarm vorliebnehmen musste. Bres, Núada und Lugh hatten jeweils nur einen Namen.

Doch die Geschichten veränderten sich mit dem Wetter. An düsteren Herbsttagen, wenn der Wind heulte und die letzten einsamen Blätter von den Bäumen riss, wenn er ihren Frieden störte,

indem er seine Zunge tief in die warme Höhle steckte – wie es das Mädchen einmal bei einem Dachs beobachtet hatte, der Ameisen aus einem Baumloch leckte –, an solchen Tagen wurde die Mutter wortkarg und wunderlich. Nachts erwachte das Kind von den Schreien, die sie im Traum austieß – ein Mann wollte sie, ihre Tochter, ihren Lohn rauben. Die Mutter aß keinen Bissen; sie beugte sich nur über die Schale, hielt darin nach der Zukunft Ausschau und blickte ihrem Kind unruhig nach. Sie tobte und schrie es an, brachte Mädchen wie Geschichten durcheinander, denn nun kam Elen selbst darin vor. Der Kelch war jetzt kein Geschenk mehr, sondern dreifach gestohlen, ihr Lohn. Manandán schilderte sie als grausamen Schwindler, der mit seinem Kelch nach Dyfed kam, den Plünderern von Eiru auf den Fersen, und dann Elen begegnete – Elen, deren magische Kräfte angesichts der Macht der Tuath Dé schwach waren, die einer Sterblichen. Dort nahm er sie mit Gewalt und hielt sie gefangen, als willige – nein, als zum Willen gezwungene – Sklavin. Bis zum Tag ihrer Flucht, an dem sie den goldenen Kelch als ihren Lohn mitnahm. Sie floh und versteckte sich in der Höhle bei den geraubten Trophäen: der Kelch, den sie dem Dieb geraubt hatte, sie selbst – geraubt und von sich zurückgeraubt –, und das Geschenk, das sie geraubt hatte und von dem er nichts wusste.

An solchen Tagen nennt Elen das Mädchen Tâl, ihren Lohn. »Weil mir etwas zusteht, Tâl. Ja, er schuldet mir etwas dafür, dass er von meiner Seele, meinem Verstand Besitz ergriffen hat; und auch der andere schuldet mir etwas, denn er wusste davon. Oh, er wusste, was Manandán tun würde. Aber sie werden uns niemals aufspüren. Nein, wir bleiben versteckt, in Sicherheit, und sie werden deinen wahren Namen nie herausfinden.«

Nie spricht sie den wahren Namen des Mädchens aus oder verrät, wer der andere war, und nie gleichen die Geschichten einander. Und immer ist die Höhle gut versteckt.



**DIE SCHALE IST** nicht aus Gold, nicht aus Silber, nicht einmal aus gehämmerter Bronze, sondern aus schwarzem, emailliertem Eisen, das weder Form noch Farbe verliert. Manchmal spiegeln sich darin Lichtschimmer aus einer anderen Welt. Wer sie von der Feuerstelle nimmt, verbrennt sich nicht die Hand, und wer daraus trinkt, wird geheilt. So erzählt Elen es dem Mädchen. Dem Mädchen fällt das nicht weiter auf, isst und trinkt es doch tagtäglich aus der Schale, wird es doch mit jedem Tag groß und größer, stark und stärker; sein Haar ist ebenso dicht gelockt wie das der Mutter, wengleich heller – Messing im Gegensatz zur

mütterlichen Bronze –, seine Augen sind meergrau mit einem Stich ins Grüne. Mit den Fingern fährt es über die bronzene Einlegearbeit, die wunderbaren, ineinander verschlungenen Tiere, ihre hochgestreckten Schwingen und strahlenden Glasaugen; es berührt die kalten emaillierten Wappensymbole, über denen die Schale an großen Haken hängt, und drückt gegen die vier kleinen Eisenfüße, auf denen sie neben der Feuerstelle steht; es streicht über die spitz ausgearbeiteten Speere der berittenen Recken, die klaren Linien ihrer Schwerter, auf ewig im Kampf erhoben.

Das Mädchen wird flügge. Es läuft mit den Rehen um die Wette. An der Seite von Katzia Luchs mit den Pinselohren lernt es zu jagen und freut sich an Pirsch und Sprung. Auch allein geht es auf die Jagd, mit Fallen, Stein und Schleuder und seinem einzigen Messer, geschliffen zu einem blitzenden Splitter. Es weint nicht mehr, wenn es Hase oder Kitz erlegt, denn Mutter und Mädchen müssen essen, auch wenn sie das Junge in seiner Sasse oft verschont und der dunkeläugigen Häsin das Beste für ihren Nachwuchs wünscht. Je mehr es in die Höhe schießt, je länger seine Beine werden, desto weiter streift es umher, zuerst eine Meile, dann eine Wegstunde, schließlich drei, zehn. Das Land ist wild, wurde vor langer Zeit Nässe und Kälte überlassen und, seit die Rotkämme fort sind, von keinem König beansprucht, auch wenn das einst

anders war und wieder sein würde. Das Mädchen erklimmt eine Ulme, die einfach nur *Ulme* heißt; die jungen Blätter schmecken nach Ampfer. Manchmal wiegt Ulme es in der Spätfrühlingsbrise sanft in den Schlaf oder raunt ihm zu, wie es ist, vom Bäumchen zum Baum zu werden, das Wasser tief aus dem Erdreich zu ziehen und zu spüren, wie sich die Welt mit jeder Jahreszeit weiterdreht. Einmal zeigt Ulme ihm den Sperber, der die Misteldrossel aus Sumpfdotteraugen geduldig beobachtet, bis sie das sichere Nest verlässt. Das Mädchen folgt einem schmalen Bachlauf bis zu einem versteckten Tümpel, wo eine Ente ihre Eier gelegt hat. Diesen Tümpel hält sie vor den Füchsen und Katzia Luchs geheim und stattet ihm manchmal einen Besuch ab, um sich an den Küken zu erfreuen, die zum ersten Mal im Wasser planschen, die Flügelchen ausschütteln, sich verirren und von ihrer Mutter zurückgerufen werden – der Ente, die keinen Namen hat, sondern einfach *Ente* heißt.

Und wenn auch das Mädchen schließlich zu ihrer Mutter zurückkehrt, die Wangen frisch gerötet vom wilden Umherstreunen, weint die Mutter und fleht, es möge doch in der Nähe, in Sicherheit bleiben, denn das Mädchen gehört ihr, ist ihr Geschenk, ihr Schatz, ihr Lohn – ist alles, was sie hat. Doch das Mädchen spürt, wie es stärker wird, muss rennen, klettern, muss seine Kraft auf die Probe stellen.

Einmal unternimmt es einen ausgedehnten Streifzug und folgt einer sich himmelwärts windenden blaugrauen Rauchfahne südwärts, hinab in das sich öffnende Tal, wo es auf ein Gehöft stößt, neu erbaut neben den Ruinen eines alten, das in fernen Zeiten Nässe und Kälte überlassen wurde. Nun aber trocknet das Land und wird wärmer, und die Leute kehren allmählich zurück: wirkliche Menschen, nicht solche aus Geschichten. Verborgen in einem Haselhain, lauscht und beobachtet das Mädchen, was unweit des neu errichteten Rundhauses geschieht, aus dessen spitzem Dach der blaue Rauch aufsteigt. Die Sprache der Leute ähnelt der seinen, wenn auch nicht ganz: Schroffer und schlichter ist sie, vom Lauf der Zeit abgeschliffen. Und sie haben Namen, alle einen eigenen, der ganz allein ihnen gehört. Ein Name, denkt es, macht dich erst zu dir selbst. Erst durch einen Namen kennst du dich.

Diese Leute sind nicht wie das Mädchen oder seine Mutter; manche sind von ganz anderer Gestalt, ihre Stimmen rau und tief wie bei einer muhenden Kuh. Zweien schleicht es hinterher, über ihren Dornheckenzaun hinaus bis zu einem Erlenhain am Bach, der nicht allzu weit vom Haus entfernt ist. Sie sind laut; unter ihren schmutzigen Füßen knacken Zweige, und sie treten nach Steinen, ohne sich darum zu kümmern, wer sie hören könnte. Sie unterhalten sich, doch das

Mädchen kann ihren Gesprächen – über Wollvlies und Schafschur und Ehefrauen – nicht folgen. Einer ist größer als der andere, älter, aber in beiden Gesichtern sprießen rotgoldene Haare so kraus wie das Fell eines Ziegenbocks. Ihre Haut gleicht gegerbtem Leder, und sie riechen nicht wie Mädchen und Mutter – im Winter nach Holzqualm und dicken Pelzen, nach Fett und Asche, und im Sommer nach den Kräutern, die sie im Teich zerquetschen, in dem sie baden, und nach dem zartgelben Wein, den sie im Honigmonat keltern. Nein, diese Leute riechen nach Eisen und Schweiß und Schaffellen.

Das Mädchen kauert im feuchten, lehmigen Unterholz und schaut zu, wie sie die Erlen bis auf die Stümpfe fällen und das Holz zu Haufen aufstapeln. Doch seine Aufmerksamkeit gilt nicht etwa dem Holz oder der Art, wie sie bei jedem Schwung die Beine beugen, sondern allein den Werkzeugen: dem kleinen, scharfen Beil und der langen Axt. Als alles Holz aufgestapelt ist, bleiben die beiden noch eine Weile sitzen. Das Mädchen wartet geduldig. Als sie sich schließlich mit einem Seufzen aufrappeln, folgt es ihnen zurück zu der Dornenhecke, die ihr Haus umschließt, und beobachtet, wie sie durch eine Öffnung schreiten und sie hinter sich mit einer Hürde aus Dornenflechtwerk verschließen. Es klettert auf eine Hasel und sieht, wie einer die Axt an einen Nagel am

Türstock hängt und der andere das Beil in den Baumstumpf daneben schlägt. Dann gehen sie hinein.

Das Haus bietet Schutz vor der aufziehenden Dunkelheit. Jedenfalls glauben sie das. In dem Haselhain wartet das Mädchen so still wie ein Stein darauf, dass die Nacht ihren Vorhang herablässt. Als er endlich fällt, stiehlt es sich durch den Dornenzaun, zieht das Beil aus dem Stumpf, steckt es sich in den Gürtel und nimmt die Axt auf die Schulter. Der Schaft ist aus festem Ulmenholz gefertigt und vom einjährigen Gebrauch glattgeschliffen. Es berührt das kalte Eisen. Eine gute Klinge. Eine Stunde später kehrt es zurück, hängt zwei Hasen an den Nagel und legt eine Honigwabe auf den Stumpf.

Im Laufe der nächsten Monate verbreitet sich die Kunde unter den neuen Siedlern: Das Feenvolk geht um. Selbstverständlich unsichtbar, wie in den Geschichten, und doch ganz anders, haben sie es doch offenbar auf glänzendes Eisen abgesehen. Im Verborgenen lauscht das Mädchen und lächelt in sich hinein, als die Leute tuscheln, sie dürften keine Ahle, keinen Meißel aus den Augen lassen, nicht einmal kurz, sonst würden diese verschwinden; keine Frau soll ihren Korb stehen lassen, sonst lösen sich Garn, Nadeln und Scheren auf wie Nebel in der Sonne. Manchmal legen sie einen Brocken Käse oder einen Kanten Gerstenbrot hinaus und

bitten laut um einen Gefallen, worauf das Mädchen loszieht, um eine verirrte Ziege heimzubringen oder einen widerspenstigen Stumpf bis Tagesanbruch aus dem Feld zu ziehen. Unterdessen weicht in der Höhle das einfache Mobiliar aus Stöcken, das einer kleinen, verzweifelten Frau und ihrem Kind genügt hat, massiven Stühlen und einem Tisch aus einem gespaltenen, bearbeiteten Baumstamm. Sie schlafen nicht länger auf dem Boden neben der Feuerstelle, sondern auf einem schönen Gestell, das mit geflochtenem Leder bespannt ist. Das Mädchen hat den Leuten, die es nie zu Gesicht bekamen, so oft gelauscht, dass sich hin und wieder ihre groben Worte auf seine Zunge stehlen, und die Mutter schreckt beim Klang der Außenwelt zurück. In solchen Momenten bittet sie das Mädchen – Dawnged, ihren Segen, ihr Geschenk – erneut, der Welt da draußen den Rücken zu kehren. »Aber diese Welt ist bevölkert von Menschen, die an ihren Ort, die einander und sich selbst gehören«, erwidert das Mädchen. »Und sie haben Namen! Da draußen in der Welt ist alles neu und anders!«



SO KAM ES, dass die Mutter das Mädchen, um es bei Laune zu halten, die Sprache der Bücher lehrte und ihm widerstrebend ihre Truhe voller

Schriftrollen zeigte. »Dies sind Geschichten aus der Welt«, erklärte sie dem Mädchen. »Alles an Abenteuern, an Neuem und Anderem, was dein Herz begehrt.« Das Mädchen interessierte sich für die Geschichten über Helden und Heldentaten, für die Rätsel und Tragödien, doch das meiste handelte davon, wie eine Wunde zu verbinden und ein Garten anzulegen, eine Herde zu hüten und frisch geschlachtetes Geflügel auszunehmen war, und das wusste es alles längst. Außerdem hatten die Menschen darin Namen und das Mädchen nicht, und hier in der Höhle würde es seinen Namen nie finden.

Es ging wieder auf Streifzug. Nun, da es die Bedeutung der Zeichen kannte, fielen ihm die Steine auf, in die sie eingraviert waren, und es las sich die Namen laut vor. *Für Avittoriga, Tochter des Cunignos oder Niedergelegt von Maglicunos aus Elmet.* Und so lernte es noch eine andere Sprache, die seine Mutter ihm nicht beigebracht hatte: die Sprache der Kerben entlang der Steinmalkanten – tiefe Einschnitte, die es Zeichen um Zeichen den Worten der Schriftensprache zuordnete, in der die Vorderseiten beschrieben waren. Eine geheime Nebensprache, eingemeißelt nicht von den Menschen aus Dyfed, sondern denen aus Eiru jenseits des Meeres. Es ließ die Fingerkuppen über den flechtenumrankten Stein gleiten. Wenn die Zeit käme, seinen eigenen Namen einzumeißeln, hieße es dann *Dawnged, Mädchen aus Ystrad Tywi* oder

*Täl, Elens Lohn*, oder würde es eines Tages seinen wahren Namen erfahren?

Eines Winters – der so streng war, dass es sich selten weit hinaus wagte, weil die tiefen Spuren im Schnee jeden, der Augen im Kopf hatte, zur Höhle führen würden –, heulten ringsum Wölfe, und auf den ausgetretenen Pfaden erblickte es merkwürdige Männer, grimmig und zerzaust, mit Zahnlücken und nässenden Wunden, manchmal auch mit Frauen, fest und schmal wie Ruten. Mit hohen Schritten stapfte es ihnen durch den Tief-schnee nach, lautlos wie ein Reh, und lauschte. Solche Leute trugen selten Namen. Oft fielen sie über die Bewohner eines Gehöfts her, raubten und brandschatzten; und manches Mal töteten sie einander wegen einer Brotkruste; und manches Mal töteten die Wölfe einen oder zwei; und andere Male töteten zwei oder drei einen Wolf. In jenem Winter sah es im Schnee mehr Blut denn je.

Auch entdeckte es in jenem Winter Blut in seinen Unterkleidern – nicht stechend wie frisches Blut, sondern seltsam süßlich im Geruch –, und im folgenden Frühjahr roch die Welt anders. Immer mehr düstete es danach, umherzustreifen.

Wann immer es nun Frauen und Männer im Geheimen beobachtete, wagte es sich näher und näher heran, gefährlich nah, angelockt vom Schwung einer Hüfte, dem Schweißglanz einer Kehle, und sehnte sich nach der Schwere von

schimmerndem Haar auf seiner Haut. Einmal suchte es für eine hübsche junge Gattin einen makellosen Stein aus und legte ihn dorthin, wo sie ihn finden würde; und als das Mädchen zurückkehrte und der Stein fort war, pflückte es ein süß duftendes Veilchen, ließ es erneut dort zurück und legte sich im Verborgenen auf die Lauer. Als die junge Frau das Blümchen entdeckte, drehte sie es zwischen den Fingern herum, lächelte verhalten und hauchte mit ihren pflaumengleichen Lippen einen Kuss gen Wald. Das Mädchen träumte einen ganzen Monat von ihr.

Der Sommer verging wie ein ausschweifender Traum in Blau; das Mädchen schlief kaum, stattdessen streifte es über Hügel und Berghänge, durch Täler und Wälder. Eines Mittags betrachtete es sich im Entchentümpel – die Entchen waren längst ausgeflogen –, wo das Schilf im stillen Wasser stand, besah sich sein Messinghaar, die Augen vom kühlen, grünstichigen Grau des Meeres. *Wer bin ich?* Nichts an ihm erinnerte an jene junge Frau, nichts an die Männer mit den behaarten Gesichtern. Sein Haar glich fast dem der Mutter, nicht aber seine Augen. Es fasste in den Tümpel und spürte den Hall des fernen Sees, das Versprechen all des Lichten und Weiten und Reinen, das es eines Tages finden sollte. Nicht aber an diesem Tag. Denn an diesem Tag wurde es von einem Widder angegriffen.

Das Mädchen stand oben am Berghang, wo die Schafe des ersten Gehöfts ihre Weide hatten, und sah die Muttertiere mit ihren wohlgenährten Lämmern, ohne sie wahrzunehmen, zu versunken war es in den Sang des Sees; da streifte eine Fliege seinen Arm. Sogleich wusste das Mädchen, dass sie von den dreckverkrusteten Beinen eines Widders her kam – genau des Widders, der nun auf das Mädchen losging, weil es seinen Auen zu nah gekommen war. An den meisten anderen Tagen wäre es fortgelaufen, davongehüpft, hätte gelacht und den Widder gescholten, bis er abließ. Heute aber war es durchdrungen von Kraft und Träumen, heute drehte es sich um, packte den Widder bei den Hörnern und zwang ihn auf die Knie. Und als er wieder angriff, packte es ihn und schleuderte ihn zur Seite. Stellte sich über ihn, der benommen dalag, und sagte: »Ich habe dich im Kampf geschlagen!« Und das stimmte – in einem Kampf so erbittert wie zwischen Ritter und Drache.

Im Herbst war die Mutter außer sich vor Gram und wallte vor Wut; sie aß nicht; sie sprach das Mädchen nicht an, außer dass sie seinen Namen, Tâl, gleich einem Fluch, einer Warnung schrie. »Er sucht, er sucht nach mir!« Das Mädchen beschwichtigte sie, so gut es ging, und während es wach dalag, zerrten an ihm die gleichen Mächte wie an den Gänsescharen, die auf den Böen hoch

oben dahinströmten. Der Herbst hallte nach und war von einer ungestümen Magie durchzogen; sein Schicksal nahte, das spürte es in Blut und Mark und Herzschlag, im Fegen der feuchten braunen Blätter und im Flügelflattern am Himmel.

Dieser Winter war noch härter als der vorhergehende, und von den Vögeln und Dachsen und Füchsen und Wieseln erfuhr es von einer mächtigen neuen Räuberrotte. Grimmig und unbeugsam, sagte der Dachs, adleräugig und listig, der Fuchs. Das Mädchen dachte an den Widder. Gewiss konnte es sie im Kampf bezwingen, ganz gewiss! Und es sehnte sich danach, der Höhle und der Mutter zu entfliehen und Abenteuer zu erleben. Sein wahres Ich zu finden.

Als es eines Morgens erwachte, war die grell glitzernde Kälte von trübem Grau und dem Tropftropf tauender Eiszapfen abgelöst worden. Das Murren einer schlafenden Igelin, die sich in ihrem Bau wälzte, verriet dem Mädchen, dass die Schmelze nur von kurzer Dauer sein würde, doch für den Moment würde das Nass seine Spuren verschlucken. Es nahm seine Axt und zog los, auf der Suche nach einem Kampf.

Beschwingt lief es über die Hügel, alsbald nach Süden ins Tal hinab, reckte die Nase in die Luft und fragte die Würmer tief in der Erde. *Wo sind sie?* Doch es fand nichts, bis es am Osthang des Tals – südlicher als je zuvor – auf Schnee trat, der

nicht wie Schnee nachgab, sodass es stockenden Schrittes ins Stolpern geriet.

Es grub im Schnee und stieß auf einen Arm, unter dessen Ärmelaufschlag sich schwarzes Haar hervorkräuselte, grub weiter und legte einen Mann frei, der längst tot war und von Tieren zerfressen. Das Mädchen hockte sich in den Schnee und legte die Hand auf seinen zertrümmerten linken Oberschenkelknochen. Da zog vor seinem geistigen Auge ein leidvoller Erinnerungsfetzen vorbei: ein Sturz vom Pferd; ein Stoßgebet in einer rauen, rauchigen Sprache, das sie beinahe verstand; eine Blutlache, die im Gras, im spätsommerlich braunen Gras wuchs. Es spürte auf mehr, doch da blies der Wind die Erinnerung fort, die ohnehin nur schwach gewesen war. Es betrachtete wieder den Toten, der da lag. Quer über der Brust – über einem schimmernden Hemd, benäht mit funkelnden, sich überlappenden Eisenschuppen wie die eines Fisches – trug er einen breiten Ledergurt, an dem eine Scheide mit Schwert hing.

Das Mädchen sah, dass es die Scheide aushaken konnte, nahm sie an sich und zog das Schwert mit einiger Mühe heraus. Stellenweise war es angerostet, und die Spitze war abgebrochen, aber trotzdem war es ein Schwert wie die Schwerter der Ritter, die um die Schale herum den Drachen nachjagten. Es schwang die Klinge erst mit der einen, dann mit der anderen Hand, denn sie war

nicht besonders lang. Das Mädchen steckte sie zurück in die Scheide und legte sie beiseite. An einem schmaleren Hüftgurt war ein edler, farbenprächtiger Beutel und ein gutes Messer festgemacht, der Griff verziert mit silbernen Einlegearbeiten. An der Linken trug der Tote einen Ring mit rötlichem Stein, in den ein sonderbares Tier eingraviert war, augenscheinlich ein Fisch, der aufrecht auf seiner Schwanzflosse stand. Es suchte weiter und entdeckte einen Speer, zwei Speere, wie es sie schon an den Sätteln der Ritter gesehen hatte. Doch von Pferd und Schild fehlte jede Spur, ebenso wie von Proviant und Schlafbündel und Reiseumhang. Das Mädchen sammelte seine Ausbeute zusammen, sprach ein kurzes Gebet, wie sonst über einem erlegten Hasen, und ließ den Mann im Freien liegen, damit die hungrigen Tiere seine Überreste finden und sie an ihre Jungen verfüttern konnten.

Zurück im Dickicht, verborgen vor der Welt und vor seiner Mutter, legte es seine Fundstücke im wässrigen Widerschein des Winters aus. Der Beutel war zwar farbenfroh, aber fast leer, bis auf eine abgegriffene Silbermünze, geprägt mit dem Kopf eines Rotkammkönigs – oder Kaisers, wie es in der Schriftensprache hieß. Der schmale Gürtel war nicht besser als der des Mädchens, also legte es ihn beiseite, um ihn später beim Bau des Stalls zu verwenden, für die Entenküken, die es seiner

Mutter fangen wollte, sobald sie aus den Eiern schlüpften. Das Schuppenhemd war aus dünnem, geschmeidigem Leder gefertigt und die Schuppen einzeln mit Flachs angenäht. Als das Mädchen es anlegte, spannte es an den Schultern, an der Brust noch mehr, und an den Armen war es zu kurz geraten. Ob die eingearbeitete Magie wirkte? Seinen ehemaligen Träger hatte sie jedenfalls nicht vor Schaden bewahrt. Doch vielleicht gab es keine Magie, die einen davor schützte, vom eigenen Pferd zu fallen und einsam, ohne Gedenkstein zu sterben. Vielleicht half diese Magie nur gegen Klingen. Auf der rechten Seite klaffte ein Riss im Leder, geflickt und geschickt unter den Schuppen verborgen. Die Speerschäfte waren aus gutem, geradem Eschenholz geschnitzt. Der eine war wuchtig, bekrönt von einer breiten, blattförmigen Doppelklinge, darunter zwei lange Flügel; der andere war schmaler, und anstelle einer Schneide lief er in einer langen Eisenspitze aus, so dick wie der Mittelfinger des Mädchens und scharf wie eh und je; der Schmiedehammer hatte darin sichtbare Spuren hinterlassen. Verschiedene Spitzen, die für verschiedene Zwecke gedacht waren, auch wenn es noch nicht wusste, wofür genau. Das Messer hatte eine gute Klinge, doch das Mädchen bevorzugte sein eigenes. Der Schwertgurt war aus robustem Leder gearbeitet, zwar steif vom langen Liegen im Schnee, aber tadellos. Und zu guter Letzt lag

da noch das Schwert. Die hölzerne Scheide war mit Wolle ausgekleidet und von geprägtem Leder umwickelt, das in einer schweren Silberspitze endete. Die ins Metall geätzten Ornamente stellten vielleicht unscharfe Figuren dar, ausgewaschen vom Fluss der Zeit, und das Leder war früher wohl grün oder blau gewesen, wie das um den Griff, umschlungen von schwarzem Draht: ein sonderbares, rauhes Leder von genarbter Struktur. Im Knauf war einst ein Stein eingelassen, doch nun klaffte dort nur die leere Fassung. Das Mädchen zog das Schwert und schüttelte die Scheide aus, um zu sehen, ob sie die fehlende Spitze ausspucken würde; aber das tat sie nicht. Der mit Leder und Draht umwickelte Griff lag gut in der Hand, sicher und leicht. Doch das Mädchen schwang nicht die Klinge. Stattdessen legte es sie auf dem Schuppenhemd ab und betrachtete sie eingehend. Wo das Eisen nicht angerostet war, glitt es in sanften Wellen dahin. Das hier war ein edles Stück, versehrt, aber nicht verloren, und mit beständiger Arbeit konnte es schon im nächsten Frühjahr wieder heil sein.



**IM LETZTEN MONAT** dieses Winters, als sich das Mädchen an Schwert und Scheide verausgabte, redete die Mutter ihrer Dawnged gut zu und flehte,

sie möge damit aufhören; und als das Mädchen nicht nachgab, wurde Elen schweigsam, und in ihren mit Kohle umrandeten Augen breitete sich die Finsternis aus wie Tinte, die in blaue Farbe tropft. Während das Mädchen in einem fort arbeitete, geriet Elen außer sich; sie weinte und murmelte und schrie im Schlaf nach Tâl, doch das Mädchen arbeitete unentwegt weiter, es rieb den Rost ab und schliff die Schneide, schmierte das Eisen mit dem letzten Entenfett ein und kleidete die Scheide mit neuem Schafsfell aus, das es von einem Gehöft gestohlen hatte; es erneuerte die Lederbändchen und ersetzte die angebrochenen Emailleperlen an den Enden durch Kupferkugeln, die es in einem selbstgebauten Schmelztiegel herzustellen lernte. Es wusste, dass die Mutter in die Zukunft sah und Zauber webte, wann immer es mit seinen Speeren loszog und das Werfen übte, doch das kümmerte es nicht. Es warf und warf, bis es mit beiden stets traf; es fand heraus, dass der Speer mit der breiten Spitze in einem rennenden Reh steckenblieb und es zu Fall brachte und der andere Metall durchschlagen konnte – so, wie er schon den Ärmel des Schuppenhemds durchbohrt hatte. Ein Speer für die Jagd und einer für die Jagd auf Menschen, auf gepanzerte Menschen: ein Kampfspeer. Das Mädchen wusste nicht, wie es die Schuppen flicken sollte, die es zerteilt hatte, also schnitt es das Lederhemd am Rücken entlang auf und nähte

einen neuen Streifen ein, um es zu weiten; dann entfernte es die zerbrochenen Schuppen und nähte an ihrer Stelle, und am neuen Einsatz, längliche Holzplättchen an, überzogen mit gekochtem Leder und mit Galläpfeln dunkel gebeizt. Den Schwertgurt tränkte es in Wildschweinfett, wieder und wieder, bis er geschmeidig wie Stoff war.

Eines Nachmittags, als der Winter vorüber war, als die Welt sich allmählich wieder dem Licht zuwandte und grüne Triebe durch die dunkle Erde brachen, wanderte das Mädchen am hohen Hang im steileren Norden des Tals entlang. Selbst hierher kamen die Menschen mit ihren Schafen zurück; es entdeckte Köttel und folgte der Spur – folgte dem Gemecker eines alten Hammels mit heruntergekauten Zähnen, der hoffte, dass die Hirtin ihnen vielleicht diesmal die Wolle lassen würde, bis es wärmer war. Es schmunzelte über das törichte alte Schaf und verriet ihm, wo es weiches Gras gab, dem sein Maul gewachsen war – da vernahm es ein grimmiges Grollen und rannte los. Es sprang über das Ginstergewirr und stieß auf eine verirrte Aue, die vor einem Wildhund zurückwich, ihr Lämmchen dicht hinter sich. Der Hund schien halb Wolf zu sein, stand mit gesträubtem Nackenfell über einem toten Lamm und dachte nur: *Töten, töten, töten; töte sie alle*. Das Mädchen warf den Jagdspeer, traf den Hund zwischen den Rippen und riss ihm das Herz auf. »Ganz ruhig«,

sagte es zum Schaf und seinem überlebenden Lamm, versprach, das tote mit allem gebotenen Respekt zu verwenden, und wies ihnen den Weg zurück zur Herde.

Als die beiden windaufwärts liefen, ließ es das Lamm ausbluten, brach es auf und vergrub die Eingeweide, um nicht noch mehr Räuber zu den Schafen zu locken. Dann warf es sich das tote Tier über die Schulter und machte sich auf den Heimweg. Eine gute Ausbeute, gemästet mit frischem Gras; davon würden Mädchen und Mutter eine ganze Woche lang zehren. Die Hirtin konnte ein Lamm verschmerzen, schließlich hätte sie sonst wahrscheinlich zwei verloren. Als das Mädchen unten am Weg angekommen war, drang ihm ein neues Geräusch ans Ohr: ein Klirren. Klirren und Hufgetrappel. Es blieb stehen, starr wie ein Stumpf, und verschmolz mit Nadelbewuchs, kahlem Astwerk und blühendem Weißdorn, die den Pfad säumten. Eine Gruppe von Männern, zwanzig oder mehr an der Zahl, ritt in leichtem Galopp vorbei. Sie alle trugen Panzerhemden – manche aus Ketten, andere mit angenähten Platten oder Schuppen – und waren mit Helmen, Schwertern und bemalten Schilden ausgestattet. Sattel, Zaumzeug und Schweifschutz ihrer Reittiere glänzten golden. Zwei hielten ihre Speere hoch wie Standarten, und an ihren Spitzen flatterten schmale Banner. Einer, der den Helm

unterm Arm und einen Waffenrock aus blauem und braunem Leder trug, hatte schimmernde dunkle Haut, fast so dunkel wie die Schale, ein glattes Kinn und Locken so fein und federnd wie die eines Schafs; ein zweiter war milchweiß und gefleckt wie eine Drosselbrust; ein dritter war schlank und geschmeidig, gehüllt in schlichtes Schwarz, von dem sich nur das satte Walnussbraun an Hals und Gesicht abhob; ein anderer hatte schräge Schultern, einen Bauch so oval wie ein Entenei und Haut so glatt wie dessen Schale. Jeder war anders, und doch ähnelten sie einander – keine Familie, doch sie gaben sich locker und laut; sie lachten und sangen, hell und rein. Ebenso hell, ebenso rein wie der Duft des verheißenen Sees. Das Herz des Mädchens machte einen Satz: Sie entsprangen direkt den Geschichten – Ritter auf Drachenjagd!

Als sie ein Stück vorbeigezogen waren, legte das Mädchen sein Lamm auf einem Grenzstein ab und schrieb mit einem Stück Kalkstein auf die Seite des Steins: *Meins, Finger weg!*, in der Sprache der Schriften, und daneben noch einmal in der Sprache Eirus, und hastete den Rittern nach.

Auf ihren mächtigen Rössern kamen sie schnell voran, und das Mädchen hatte sie nicht im Blick, als sie auf ihre Beute stießen – oder genauer gesagt, als ihre Beute auf sie stieß: nicht etwa Drachen, sondern Räuber. Sie wurden von

gut organisierten Kämpfern überfallen, und die Räuber waren deutlich in der Überzahl und weit skrupelloser. Mit einem ruhmreichen Ansturm wie in den Geschichten hatte das nichts gemein; hier sausten alle nur unter Pferden durch und schnitten ihnen die Bäuche auf, schoben rostige Schneiden in Rüstungsschlitze, sahen erschrocken die bunten Banner fallen; und schließlich strafften die Ritter – kräftig und ausgeschlafen und wohlgenährt – die Zügel und zückten die Schwerter. Und als das Mädchen schnell wie ein Wolf auf sie zusprang, da war ihm, als hätten bei dieser ersten Welle noch sehr viel mehr ihr Leben gelassen, hätten die Pferde nicht so schnell reagiert – und noch mehr, hätte sich das Mädchen nicht ungesehen unter sie gemischt und viele von ihnen mit einem raschen, klammheimlichen Stoß aus einer Hecke heraus oder einem blitzschnellen Hieb hinter einem Baum hervor gerettet, hätte es keinen leichtfüßigen Tanz neben einem reiterlosen Pferd aufgeführt, das seine gestenreiche Bitte sogleich begriff und es abschirmte, damit es einen Räuber außer Gefecht setzen konnte, der gerade über einem benommenen, barhäuptigen Ritter stand. Der Ritter – der milchgesichtige, gewandete in prächtiges gelbes und grünes Leder – hatte seinen Helm verloren und einen Stock gegen die Schläfe bekommen. Unbemerkt rettete es ihn; oder womöglich hatte er es doch bemerkt, denn

ehe es wieder davonwirbelte, hatten sich seine Augen kurz geweitet. Aber das Mädchen hatte ja gesehen, wie heftig der Schlag gegen seinen Schädel gewesen war: Er würde ihn wohl überleben, sich aber wahrscheinlich an nichts erinnern.

Dann fanden sich die Ritter in einen tödlichen Takt ein; sobald sie den ersten Schrecken überwunden hatten, waren sie flink und geschickt. Das Mädchen beobachtete, wie das Schwert des Ritters in Schwarz, der nie vom Pferd stieg, immer wieder aufblitzte, und wie der in Blau und Braun – mit Helm – tapfer den Speer warf, von seinem Ross sprang und Rücken an Rücken mit einem anderen kämpfte, dieser mit buschigem Lockenbart, bis kein Räuber mehr übrig war. Und im Anschluss, als sie wieder zusammenkamen und ihre herrenlosen Pferde holten – die das Mädchen davon hatte überzeugen können, ruhig abseits des Getümmels zu warten, bis sie gerufen wurden –, hob es eine heruntergefallene Lederhaube mit Ohrenklappen auf, da es nun gesehen hatte, was einem ungeschützten Kopf alles widerfahren konnte.

Es beobachtete, wie die Ritter verschnauften, wie sie die Räuber durchsuchten – als einer einen Schild entdeckte, schrie er auf –, ihre eigenen und die Wunden der Pferde versorgten und eine Bestandsaufnahme machten. Dann ritten sie langsam zurück ins Tal, zwei Tote über die Pferde gelegt, und viele gingen zu Fuß, um ihre

verletzten Reittiere zu schonen. Schattengleich schlich ihnen das Mädchen nach. Der Mann in Schwarz humpelte, doch es sah, dass er diese Versehrtheit schon lange mit sich herumtrug und sie für ihn zum Leben gehörte wie das Atmen. So huschte es ihnen hinterher, lauschte und wagte sich noch näher heran, als sie bei Sonnenuntergang Halt machten und ein Feuer schürten, das ihr Sehvermögen im Finstern minderte.

Sie sprachen eher wie ihre Mutter als das Hangvolk, nur in der Stimme des Hinkenden schwangen die Höhen und Tiefen ferner Berge mit, und im Akzent des Bärtigen lag ein Hauch von sonnen gereiften Früchten und Wein. Den Benommenen in Grün und Gelb schien die Gesellschaft der anderen übermütig zu stimmen, doch immerhin ließ er sich sagen, was er tun sollte: ruhig sitzenbleiben, denn beim Absteigen war er gestolpert und dann noch ein zweites Mal, als er einen Krug mit Wasser befüllen wollte. Er musste wohl vorübergehend sein Gehör verloren haben, oder aber er war wütend, denn er brüllte eher, als dass er sprach.

Sein bartloser Freund in Braun und Blau blickte von dem Schild auf, den er begutachtete. »Ach, gib's doch zu, Cei. Dein Pferd hat dich abgeworfen, es kann dich ebenso wenig leiden wie umgekehrt.«

Das Mädchen lauschte auf die Pferde und entdeckte Ceis braunen Wallach. Es stimmte, die

beiden empfanden keinerlei Zuneigung füreinander. Cei ... fürchtete sich vor seinem Pferd? Nein, das traf es nicht ganz. Der Wallach zeigte dem Mädchen, wie Cei im Sattel saß: verkrampft, buckelig und in ständiger Angst davor, herunterzufallen und sich zu blamieren.

»Ich wurde gestoßen«, erwiderte Cei, »und zwar von einem bartlosen Bürschchen mit Saufeder, die er aus unerfindlichen Gründen wie eine Axt geschwungen hat – eine Saufeder! Hat sie mit einer solchen Wucht auf mich herabsausen lassen, dass er, als er mich verfehlte, einem seiner Kumpanen das Bein abgehauen hat. Der Blutschwall hat mir den ganzen Waffenrock ruiniert.«

Der Mann in Schwarz sah hoch. »Ein Bürschchen, sagst du? Hat einem das Bein mit einer Saufeder abgeschlagen?«

»Wahrhaft furchterregend«, sagte der in Braun und Blau.

Cei zupfte an seinem rot gesprenkelten Waffenrock und blickte finster drein. »Nur groß und dumm. Mir brummt der Schädel. Haben wir noch Wein da, Lance?«

Lance, der in Schwarz, schüttelte den Kopf und zeigte auf den in Braun und Blau. »Bedwyr hat alles leergetrunken.«

Bedwyr, der schon den Mund geöffnet hatte, um es abzustreiten, sah Lance kaum merklich den Kopf schütteln und hob stattdessen den Schild.

»Vielleicht hat ja dein furchterregendes Bauernbürschchen Talorcan auf dem Gewissen.« Er fuhr etwas auf dem Schild nach und seufzte.

Im flackernden Flammenschein erkannte das Mädchen auf dem Schild den gleichen aufrecht stehenden Fisch, der auch in den Ring des Toten eingraviert war. Sein Wappen. *Talorcan*. Selbst die Toten trugen Namen. Doch der, den sie Talorcan nannten – oder der zumindest Talorcans Ring getragen hatte –, war einsam gestorben, noch bevor die Räuberbande ins Tal kam. Die Räuber mussten sein Pferd entdeckt haben oder das, was die Wölfe von seinem Pferd übrig gelassen hatten, und den Schild, der noch hinten am Sattel festgemacht war.

Die Männer aßen und unterhielten sich über Talorcan, der vor knapp einem Jahr auf Abenteuer ausgezogen war. Oft richteten sie dabei das Wort an Cei, wahrscheinlich, um ihn wachzuhalten.

Auf der anderen Seite des Feuers, in der Nähe des Mädchens, blickte der mit dem Lockenbart von dem Schwert auf, das er gerade reinigte, und wandte sich mit seinem sonnigen Akzent an Bedwyr. »Das waren nicht alles Bauern.«

»Ach nein?«, entgegnete Bedwyr und sagte dann zu Lance: »Andros meint, wir hätten vorhin nicht gegen Bauern gekämpft.«

Lance humpelte zu ihnen hinüber. »Nein. Ein paar davon waren gestandene Krieger. Ich glaube,

wir hatten es schon einmal mit ihnen zu tun und haben sie mit einer Kapitulation davonkommen lassen.«

Andros widmete sich wieder seinem Schwert.

»Hast du denn unter den Toten auch das furchterregende Bürschchen erkannt?«, fragte Bedwyr Lance leise.

»Nein«, antwortete Lance ebenso leise. »Außerdem meine ich, er hat uns geholfen.«

»Geholfen?«

Lance nickte. »Hast du's nicht gemerkt?«

»Nein«, antwortete Bedwyr und berührte nachdenklich etwas silbrig Glänzendes, das er wie ein Amulett um den Hals trug.

»Mir war, als hätte ich aus dem Augenwinkel eine Bewegung ausgemacht, kurz nachdem du deinen Wurfspieß geschleudert hast.«

»Eine Bewegung?«

»So geschmeidig wie eine Katze.«

»Eine Katze? Das musst du geträumt haben.«

»Hab ich all die Toten etwa auch geträumt? Wir hatten Hilfe, das war viel zu einfach.«

»Einfach? Wir haben zwei Gefährten und drei Pferde verloren – im Kampf gegen ein paar dahergelaufene Halunken. Wer hätte ahnen können, dass in diesem vermaledaiten Tal so viele unterwegs sind?«

Dem Mädchen war klar, dass Lance vieles von dem, was er dachte, unausgesprochen ließ. Letzten

Endes sagte er nur: »Ohne unseren geheimnisvollen Gehilfen, der sich in Luft aufgelöst hat, hätten wir deutlich größere Verluste erlitten.«

»Willst du das etwa dem König erzählen?«  
Bedwyr ließ das Amulett – ein Kreuz – in seinen Waffenrock gleiten.

Lance rieb sich übers Gesicht und blickte zu Cei hinüber, der jetzt eine halbherzige Runde Astragaloi gegen den Eiförmigen spielte. »Ich weiß nicht. Vielleicht werde ich vorschlagen, das Tal der Tywi noch nicht zurückzuerobern. Das alles kommt mir doch zu unheimlich vor.«

Bedwyr fasste sich an die Brust, wo unsichtbar sein Kreuz hing. »Das ist ein Fall für Myrddyn.«

Lance nickte. Das Mädchen merkte ihm an, dass er diesen Mann, der sich unheimlichen Fällen verschrieben hatte, nicht leiden konnte. »Vielleicht weiß ich, was ich König Artos sage, wenn wir nach Caer Leon zurückkehren.«

*Artos. Ein König. In Caer Leon.* Im Kopf des Mädchens hallten die Worte wie Glockenklang, wie der Duft des Sees, wie der lichte, reine Schimmer, der die Gefährten umgab.

Es zog sich in die Schatten zurück und trat, unter dichtem Sternengeflecht, die lange Heimreise an.

Niemand hatte das Lamm angerührt – natürlich nicht, denn sie dachten ja alle, es gehörte dem Feenvolk –, und so nahm es die Speere in die eine Hand

und wuchtete sich das Lamm mit der anderen über die Schulter. An beiden Speerschäften klebte Blut. *Eine Saufeder*, dachte das Mädchen, *und ein Wurfspieß*. Es betrachtete seine große Hand, die nun ganz rot war. Menschenblut. Sie hatte einen Menschen getötet – mehr als einen Menschen sogar. Die Welt wirkte unverändert, nur das Mädchen fühlte sich anders darin, als wären der Horizont gekippt und die Sterne neu angeordnet.

